

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 11

Artikel: Tips für künftige Weltenbummler : aus dem Erfahrungsschatz eines Reisejournalisten
Autor: Leuenberger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



tips

für künftige Weltbummler

Aus dem Erfahrungsschatz eines Reisejournalisten

Von Hans Leuenberger

Vignetten von A. Stocker

Der Verfasser lebt seit 20 Jahren als freier Reisejournalist. Er wuchs in Bern auf. Nach Gastspielen an verschiedenen Mittelschulen, einem Volontariat in einem Importhaus in Zürich und einjähriger kaufmännischer Tätigkeit in Spanien wurde er Sekretär des Fliegers Walter Mittelholzer und rechte Hand des Flugleiters der Ad Astra in Dübendorf. Beim Start des Riesenflugzeuges OX in Altenrhein engagierte ihn der Chefredaktor des Berliner Büros der Association Press of America vom Fleck weg; wohl auch seiner französischen, englischen, spanischen und italienischen Sprachkenntnisse wegen.

Der erste große Auftrag als freier Reisejournalist führte ihn im eigenen Auto längs der russischen Grenze vom Schwarzen Meer bis zum Polarkreis. Der Verfasser hat Arabien, Indien, Hinterindien, China, Japan, Abessinien, Erythräa, Somaliland, Ägypten und Nordamerika bereist. Zurzeit bereitet er sich auf eine Expedition nach Nordafrika zur Aufnahme ethnographischer Filme vor.

Man kann sich in Sprachen verständigen, von denen man keine Ahnung hat

An Afrika allein werden 600 Sprachen gesprochen, davon bloß schon in Abessinien rund 80, die voneinander so verschieden wie die europäischen Sprachen sind. « Guten Abend » heißt beispielsweise in

Amharisch « Endiet uale » in Tigrinya « Semi amsekum », in Somalisch « Aua samo », in Galla « Nagan bubu » und in Kunama « Nuta be ».

Aber in allen 50 Ländern, die ich bisher bereiste, fand ich, wenn ich mich darum bemühte, einen Dolmetscher, der entweder Englisch, Spanisch, Französisch, Italienisch oder Deutsch sprach.

In meinen jungen Jahren hatte ich Esperanto gelernt, und so besuchte ich anfänglich, vor allem in den Städten in Osteuropa, Leute, die mir ein Adreßbuch als Esperantisten empfahl. Aber statt in Esperanto unterhielten wir uns dann in einer der europäischen Weltsprachen. Es stellte sich heraus, daß Esperanto meistens nur sprachfreundliche Leute lernen, die auch andere Sprachen beherrschen.

Im übrigen weiß ich heute, daß das nützlichste Sprachmittel auf Reisen ein ganz gewöhnliches Wörterbuch ist. Man findet darin alle Wörter, die es braucht, um sich zu verständigen; es genügt, diese in der Grundform zusammenzufügen. In China half ich mir, indem ich einem Schriftkundigen das in chinesischer Schrift gedruckte Wort unter die Nase hielt, das neben dem in einer europäischen Sprache gedruckten Gegenwort stand. Der Chineser fand dann im andern Teil des Wörter-

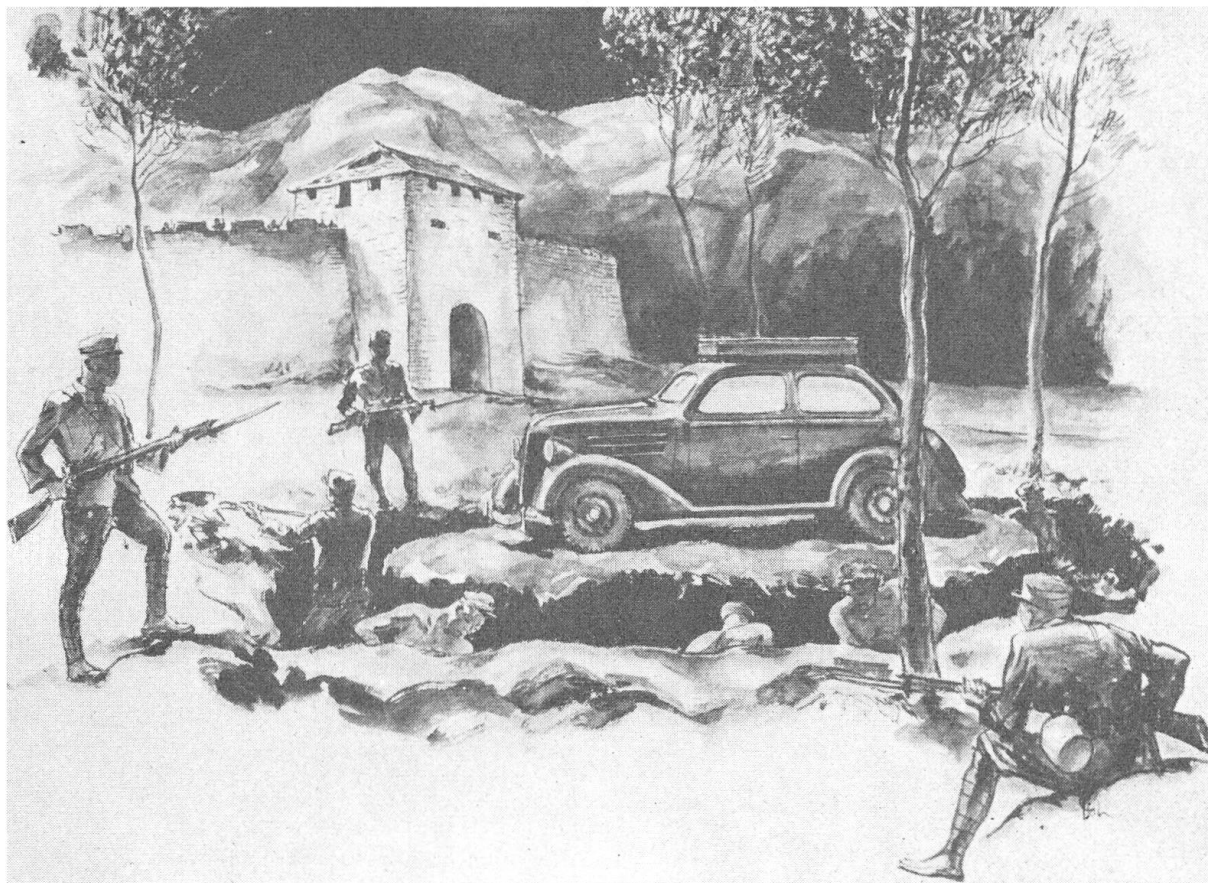
buches das Wort in der europäischen Sprache, das er mir zeigen wollte.

Nur Druckfehler sollte es in diesen Wörterbüchern nicht geben. Ich benützte einmal in Indien ein Wörterbuch für Hindustani. Aber, als ich das erstemal drei Eier verlangte, brachte man mir einen Affenhändler, im Diktionär stand nämlich an Stelle des Hindustaniwortes für Ei das Wort Affe.

Es gibt auch in jedem Lande Wörter, die man am besten gar nicht verwendet. So gilt es zum Beispiel in Japan als Beleidigung, jemandem ein glattes Nein ins Gesicht zu werfen. Man sagt höchstens « Ja, aber ... »

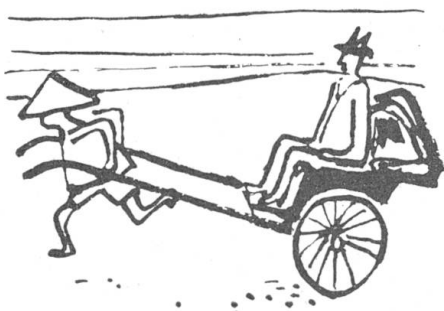
Welt-Blitz-Knigge im Zickzack

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes in China verließ ich meine Rikscha bei jeder



Ein chinesischer Zeichner skizzierte mein Erlebnis.

Steigung der Straße. Eines Tages fuhr ich neben der Rikscha eines italienischen Kaufmanns einen Hang hinauf. Ich stieg ab, der italienische Kaufmann lächelte und blieb sitzen. Mein Kuli rauchte während des Aufstieges eine Zigarette, während der Kuli des Kaufmanns schwer keuchend vorwärts trabte. Als uns nun ein anderer Kuli entgegenkam und dem meinen etwas zurief, fragte mich mein italienischer Freund: « Wissen Sie, was dieser Mann gesagt hat? Dein „weißer Teufel“ ist so dumm, daß du von ihm ruhig auch den doppelten Preis verlangen kannst. »



Im Innern Chinas sind Eier überall erhältlich. Ruft man in irgendeinem Dorf einem beliebigen Chinesen zu, man suche Eier, taucht bald ein halbes Dutzend Leute mit Eierkörben auf. Anfänglich nahm ich allen einige Eier ab, weil ich jedem etwas zu verdienen geben wollte. Es fiel mir aber bald auf, daß regelmäßig der zweite Verkäufer einen etwas höheren Preis als der erste, der dritte einen etwas höheren als der zweite verlangte. China kennt eben in Handelsfragen keine Sentimentalitäten. Wenn ich vom ersten Chinesen einige Eier kaufte und weitere beim zweiten, nahm der zweite ohne weiteres an, mir gefalle etwas an den Eiern des ersten nicht, weshalb ich mich nun an ihn wende. Das rechtfertigt in seinen Augen einen höheren Preis. Für ihn gilt nur das Gesetz von Angebot und Nachfrage.

★

In Arabien verstieß ich bei einer Einladung bei einem Scheich innerhalb der

ersten paar Minuten gleich gegen zwei grundlegende Gebote der Gastfreundschaft. Zuerst rühmte ich den Schäferhund des Scheichs, ohne zu ahnen, daß für diesen der Hund das unreinste Tier auf Gottes Erdboden ist, dem man deshalb keinerlei Beachtung schenken darf. Kurz darauf machte ich dem Scheich Komplimente wegen seines prächtigen jüngsten Sohnes. Das war wiederum ein Fehler, wie ich sofort an den bestürzten Gesichtern der Anwesenden und an dem Gemurmeln merkte, das unverzüglich einsetzte. Das Gemurmeln bedeutete denn auch, daß die ganze Familie auf meine Komplimente hin begonnen hatte, zu Allah um den Schutz für den Jungen zu beten, auf den ich, ihrer Auffassung nach, die bösen Geister aufmerksam gemacht hatte. Weniger schlimm war die Folge meiner Unkenntnis, daß man die Kaffeetasse, wenn man keinen Nachguß wünschte, auf keinen Fall einfach wegzieht, sondern diese kreisförmig bewegt. Immerhin goß der Negerdiener einen Strahl des köstlichen Trunkes auf den Teppich.

★

In Tokio hatte ich einen meiner japanischen Freunde in ein Tanzlokal eingeladen. Er war erst auf wiederholtes Drängen meinem Wunsche entgegengekommen. Als wir schließlich drin waren, tanzte er unter dem Vorwand nicht, sein Fußschmerze ihn. Zwei Wochen später erfuhr ich ganz zufällig, daß der Vater meines japanischen Freundes vor drei Wochen gestorben war. Die Japaner verschweigen ihr Leid vor andern. Für sie ist dies ein Gebot der Höflichkeit dem Nebenmenschen gegenüber.

★

Als ich einmal im Innern Chinas einem jungen Chinesen, der in meinen Wagen gespuckt hatte, kurzerhand eine Ohrfeige versetzte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß dieser nur grinste, während die Menschenmenge um uns herum mir alle Zeichen der Verachtung zeigte. Die Erklärung ist einfach, wenn man sie kennt! Der

junge Chinesen hatte mit seiner Haltung Selbstbeherrschung bewiesen und dadurch « Gesicht gewonnen ». Ich hatte mich durch meine unbeherrschte Handlung in den Augen der Menge verächtlich gemacht. In Japan hätte ein gleiches Verhalten meinerseits ganz andere Folgen gehabt. Ein Japaner hätte mich, um seine Ehre zu retten, zur Austragung eines Kampfes nach den Regeln des Yudo herausfordern müssen.

★

Die Überquerung von Flüssen ist in China ein Alpdruck. Die Flöße gehören zwar dem Staat, und die Flößer wären eigentlich verpflichtet, die Wagen kostenlos zu befördern. Von den Chinesen erhalten sie ein Trinkgeld, von den Fremden jedoch fordern sie das Fünffache des Betrages, mit dem sie sich bei ihren Landsleuten zufrieden geben. Als mir dieses Verhalten einmal zu dumm wurde, stellte ich mein Auto einfach an die Auffahrtsrampe und blockierte diese. Bald sammelte sich hinter mir eine große Zahl von Karren, Tragtieren und Lastwagen an, die ebenfalls über den Fluß wollten. Daraufhin fanden sich die Flößer schließlich bereit, mich für ein Trinkgeld von etwa 2 Franken statt für die 20 Franken, die sie von mir verlangt hatten, überzusetzen. Es war immerhin noch viermal mehr, als Chinesen bezahlen.



In Lappland erkundigte ich mich einmal bei einem Lappen nach der Zahl seiner Rentiere. « Ihr Südländer seid doch komische Leute », antwortete er, « fragen

wir euch, wieviel Geld ihr auf dem Bankkonto habt? Wie, wenn Sie nun ein Spitzel der Steuerbehörde wären und für diese erfahren möchten, wie viele Rentiere ich in Wirklichkeit besitze? Oder aber, wenn ich es Ihnen sagen würde und Sie es ohne böse Absicht anderen weitererzählten? Ihr seid auch sonst merkwürdige Käuze, ihr kommt und fragt, wie Rentiermilch schmecke. Geben wir euch einen Trunk, so dankt ihr mit Worten, während wir gewohnt sind, jeden Dienst mit einem greifbaren Gegenwert zu erwidern.



Ein arabisches Sprichwort lautet: « Gesegnet sei der kurzbleibende Gast! » Es besitzt wohl Geltung für die ganze Welt. Das Gastrecht hat ja ursprünglich den Sinn, durch Gegenrecht ausgeglichen zu werden. Kommt die Ausübung dieses Gegenrechtes grundsätzlich nicht in Frage, ist ein Gastgeschenk unerlässlich. Das vergessen wir Europäer häufig zum Schaden jener, die nach uns kommen, oft aber auch zu unserem eigenen Schaden. Wenn ein Schweizer Kaufmann bei einem Besuch in Abessinien klug genug ist, einem höheren abessinischen Würdenträger eine goldene Uhr mitzubringen, wird er, wenn er auf die Löwenjagd geht, wirklich zum Schuß kommen, weil ohne sein Wissen vorher ein Löwe gefangen und ihm zugetrieben wird. Das Fell kann er als Jagdtrophäe mitnehmen. Ohne ein Gastgeschenk wird er erfahren müssen, daß es nicht so einfach ist, in Abessinien Löwen zu jagen.

Man lernt nie aus, weder auf Reisen noch sonst irgendwo, aber daß ich doch einiges gelernt habe, zeigt der folgende Vorfall:

Irgendwo in China sank einmal mein Auto tief im Lehm Boden ein. Ich zog meine Stiefel an und wollte den Wagen herausheben. Bei diesem Vorhaben sank ich plötzlich tief ein. Ohne Hilfe wäre ich kaum mehr herausgekommen. Auf jeden Fall nicht mitsamt meinen Stiefeln. Bald war um mich herum eine große Menschenmenge versammelt. Ich hatte China inzwischen gut genug kennengelernt, um zu wissen, daß mir ohne vorherige Bezahlung niemand helfen würde. So zog ich denn mein Portefeuille heraus und entnahm diesem zwei Geldscheine. Darauf kam mir eine Hand nahe genug, daß ich sie fassen konnte. Ich zog mich an ihr hoch. Dafür stak nun mein Helfer in seinen Filzpantoffeln im Lehm. Es blieb ihm, um seinerseits herausgezogen zu werden, nur übrig, einen der zwei von mir verschenkten Geldscheine wiederum zu opfern. Das hatte ich vorausgesehen, deshalb hatte ich meinem Portefeuille zwei Scheine und nicht nur einen entnommen.

Reisehygiene



Während meiner 20 Jahre als Reisejournalist erkrankte ich bloß zweimal. Beide Male handelte es sich um eine Angina, die ich ebenso gut in der Schweiz hätte auflesen können. Menschen mit einer gesunden Konstitution bleiben nach meiner Erfahrung auch in den Tropen gesund. Auf jeden Fall verdanke ich meine Bewahrung nicht besonderer Vorsicht. Auch in Malariagegenden nahm ich nie Chinin zu

mir. Ein italienischer Spezialist in Ostafrika, dem ich das erzählte, meinte: « Es entscheiden etwa dreißig Faktoren darüber, ob einer an Malaria erkrankt oder nicht. Chinin ist einer davon. Allerdings gibt es auch Leute, die durch das Chininschlucken so geschwächt werden, daß sie an einem andern Übel sterben. Die Tropen bieten ja eine so schöne Auswahl an Krankheiten! » Nach meiner Beobachtung sind unter den Tropenärzten die Zyniker zahlreich. Sicher nicht ohne Grund.

Meine erste Lehre in östlicher Hygiene wurde mir in Soroca am Dniestr in Bessarabien zuteil. Im dortigen Palace-Hotel, einem Gebäude mit drei Zimmern und einem gemeinsamen Waschbecken für alle Gäste, mußte ich meinen Raum mit einem deutschen Reisenden für Schmoll-Schuhwichse teilen. Als ich am Morgen das Wasser aus dem Waschkrug ins Becken gießen wollte, wandte sich mein Zimmergenosse mitleidig an mich und sagte: « So, jetzt gießen Sie zunächst mal dieses Wasser weg. Dann geben Sie mir die Kanne, halten Ihren Lappen über das Becken, und ich gieße auf. Wie können Sie daran denken, sich in diesem Becken waschen zu wollen! »

Beim Frühstück allerdings strich sich dann der gleiche deutsche Herr die Butter mit aufgeklebten Fliegen ohne alle Umschweife aufs Brot und genoß es mit Behagen.

Die Weißen der Tropenstädte meiden die Eingeborenenviertel. Sie sagten mir einen frühen Tod voraus, wenn ich meine Studien dorthin verlegen würde. Sie haben nicht recht behalten. Hingegen büßte ich es, wenn ich mich von Tropeneuropäern zum Essen einladen ließ, fast regelmäßig mit einer Magenverstimmung. Die einheimischen Köche der Tropeneuropäer wohnen oft mit der ganzen Familie in den Küchenräumen und schleppen Darmkrankheiten ein.

Am sichersten fährt man, wenn man selbst kocht und sich in der eigenen Wohnung einen einzigen Diener hält, den man überwachen kann. Aber auch das ist gar

nicht so einfach. Ein indischer « Boy » in meinen Diensten kochte täglich für mich Trinkwasser ab und goß dieses dann in eine große Flasche. Aber einmal ertappte ich ihn daran, wie er, als ich nach Wasser rief und in der Flasche nicht mehr genügend Wasser vorhanden war, solches einfach aus dem Hahnen nachgoß.

Im übrigen aber wäre es ein Irrtum zu glauben, die farbigen Menschen seien ganz allgemein weniger sauber als wir. Im Gegenteil. Der gläubige Mohammedaner und auch der Hindu wäscht sich fünfmal am Tage.

In Bombay lud ich einmal europäische Freunde zum Essen ein. Unter anderem ließ ich Gurkensalat und Äpfel aus Kaschmir servieren. Meine Gäste erschranken sichtlich. Die Europäer in den Tropenstädten betrachten Gurkenessen als eine Form des Selbstmordes. Meine Gäste kannten eben mein Geheimnis noch nicht. Ich ziehe nämlich alle roh zu genießenden Früchte und Gemüse vor der Zubereitung durch die Flamme meines Primuskochers. Auch die Gurken und die Äpfel. Diese Behandlung mit der kurz wirkenden Flamme zerstört das Gewebe nicht, man sieht sie den Früchten auch nicht an. Sie wirkt aber viel gründlicher als das Waschen in einer Kaliumpermanganat-Lösung, welche die schädlichen Keime in den feinen Ritzen nicht erreicht.

Unangenehmer als manche Krankheiten, die den Tropeneuropäer überfallen, sind seine seelischen Leiden, vor allem der Tropenkoller. Anlässlich eines geselligen Anlasses in Hinterindien sah ich, wie einer der Gäste, ein Schweizer Kaufmann, plötzlich der Klavierspielerin den Deckel auf die Finger klappte. Er war das Opfer eines Anfalls von Tropenkoller. Am selben Abend verprügelte der gleiche Mann auf der Straße drei einheimische Polizisten, die ihn, durchaus zu Recht, gemäßregelt hatten. Die Engländer verlangten daraufhin seine Heimschaffung, die dann auch erfolgte.

So einen kleineren Kolleranfall erlebt man auf Tropenreisen dann und wann. Ein höflicher Japaner in Siam, den ich kennen-

lernte, wandte eine einfache Methode an, um zu vermeiden, daß er seine Frau im Koller mißhandelte. Er hatte nämlich einen Holzkäfig mit einem großen Vorhängeschloß erbaut und den Schlüssel seiner Frau übergeben. Fühlte er nun den Koller herannahen, kroch er rasch in den Käfig und rief seiner Frau zu, sie möchte schließen. Wenn er sich dann im Käfig ausgetobt hatte, bis er im Schweiß lag, holte ihn seine Frau als zahmes Wesen wieder heraus und reichte ihm eine Schale Tee.

Rund um den Küchenezettel der Welt



Auf Reisen abseits der großen Städte finden wir meistens nur eine kleine Auswahl an Nahrungsmitteln. Während der Durchquerung von Anatolien und Kurdistan bestanden meine täglichen Mahlzeiten während 40 Tagen regelmäßig aus Rührei mit Tomaten und einigen jungen Lauchblättern. Im Innern Chinas aß ich während zweier Monate täglich Reis mit Schweinefleisch und einem aromatisch schmeckenden großblättrigen Lattich. In Bulgarien verlegte ich mich auf Yoghurt und Kebabschitsche, das heißt auf türkische Art am Spieß gebratenes Fleisch. Aber auch im sommerlichen Amerika erging es mir im Grunde genommen nicht anders, ich lebte dort vorwiegend von Milchshake und Früchten.

In den langen Jahren meiner Wanderungen bestellte ich äußerst selten ein sogenanntes Menu. Ich zog immer vor, aus den üblichen Lokalspeisen das mir be-

kömmliche auszulesen und es, sofern es anging, gleich vor meinen Augen zubereiten zu lassen.

Es läßt sich nicht vermeiden, gelegentlich Speisen zu essen, die man, wenn man wüßte, woraus sie bestehen, mit Abscheu zurückweisen würde. In Saloniki aß ich mit Vorliebe eine Art Waffel, bis ich herausfand, daß es sich um geröstete Därme handelte. Was ich in chinesischen Restaurants in Japan als Kohlsalat aß, entpuppte sich als Walfischbürstenzähne und eine Schleimsuppe als Schwalbennesterbrühe.

In Bangkok genoß ich durchsichtige Scheibchen von fischartigem Geschmack. Am folgenden Morgen bemerkte ich einige Leute, die auf den Eisenbahnschienen vor meinem Hause an etwas herumhämmerten. Als ich nähertrat, sah ich, daß sie auf den Schienen, die ihnen als Amboß dienten, getrocknete Polypen und Tintenfische in hauchdünne Scheiben hämmerten. Das waren nun meine Fischfilets von gestern!

In Japan ißt man Gemüse, ähnlich wie bei uns Mixed Pickles oder Sauerkraut, gegoren. Sie werden oft monatelang in Fässern in den Boden eingegraben, bis sie wie Jauche riechen. Gut gewaschen verlieren sie zwar den Beigeschmack, behalten jedoch die unangenehme Eigenschaft, bei Fremden einen wochenlang dauernden Durchfall hervorzurufen.

In Japan lernte ich rohen Fisch schätzen, obschon ich geglaubt hatte, meine Abneigung gegen diesen nie überwinden zu können. An Sojaklöße als Nachtisch konnte ich mich nicht gewöhnen. Abgesehen von Fisch und Geflügel ist Fleisch in Japan erst erhältlich, seit Amerikaner auf der Nordinsel Hokkaido die Viehzucht eingeführt haben. Seither essen die Fremden und wenige Japaner das Sukiaki, Rindfleisch in Sojaöl gebacken mit einem rohen Ei.

Abessinien wartet mit seinem « Uot » und « Angera » auf, einem Brei aus bis zu 20 Gewürzen, wozu vor allem scharfer Paprika gehört, und weichen porösen Fladen aus « T'ef », dem feinsten Korn, das die Menschheit als Nahrung kennt. Es gehen 2000 Körner auf das Gramm. Diese Uot

trieb mir schon nach der Einnahme geringster Mengen den Schweiß auf die Stirne.

Die Frucht des Melonenbaumes *Papaia* mundete mir in Indien und Burma, bis ich in Indochina vernahm, daß diese Frucht den Angehörigen der Fremdenlegion verboten ist. In Amerika erfuhr ich dann, daß das Spezifikum der *Papaia*frucht dort eines der häufigsten Abführmittel ist.

Gegen die Mangofrucht war ich durch die Lektüre von Tropenromanen voreingenommen. Ich hatte in diesen gelesen, man verschwinde nach dem Genuß dieser Früchte am besten für einige Zeit aus der menschlichen Gesellschaft, da man nach Terpentin rieche. Ich aß denn auch zunächst diese Früchte nur im Freien, stellte dann aber bald fest, daß der Terpentingeruch bloß ein angenehmer feiner Harzduft war, der sich zudem sofort verflüchtigt.

Zu meinen unvergeßlichen Reiseerinnerungen gehören auch die verschiedenen Getränke: Der chinesische Reiswein und der japanische Sake (Reisschnaps), der russische Wodka, der abessinische Met aus Honig, das säuerliche, fade Hirsebie in Sudan, der breiartige arabische Tee oder Pfefferminz, der türkische Kaffee und der aus Rosinen verfertigte Chianti in Erythräa sind nur einige Nummern, die die Getränkekarte der Welt dem Reisenden bietet.

In meiner Jugend habe ich oft von den herrlichen Gaumengenüssen geträumt, die einem das Lagerleben auf der Jagd bietet. Von nahem besehen sah die Geschichte dann anders aus. So aß ich während zehn Wochen in der ostafrikanischen Steppe Tag für Tag verkohlt gebratenes Perlhuhnfleisch, das so hart wie Holz war, oder aber Zwerggazellenfleisch (*Dik-Dik*), bis ich beides nicht mehr sehen konnte. Einige Jagdtage bieten zwar Abwechslung, aber man muß sich dabei ständig vorwärts bewegen, sonst fliehen die meisten Tiere. Zurück bleiben nur die Perlhühner, die die angenehme Eigenschaft haben, sich vom Motorenlärm angezogen zu fühlen; stellt man den Motor ab, laufen sie in die Büsche.

Reise-Zoologie



Meine Tropennächte haben weder Leoparden, Löwen noch Elefanten gestört, auch dann nicht, wenn ich ganz allein im Urwald lagerte. Diese Tiere fürchten den Menschen. Leider tun das die Sandfliegen nicht. Diese winzigen Tierchen, die sogar durch das Moskitonetz hindurchschlüpfen und durch ihre Stiche hohes Fieber erzeugen, verdarben mir manche Nacht. Die Mücken hingegen kann der Reisende vermeiden, indem er kurz vor und nach Sonnenuntergang nicht im Freien verweilt. Die Malariagefahr besteht nur in der Brutzeit der Mücken, nach den großen Regenperioden, wenn die Wassertümpel noch nicht ausgetrocknet sind. Während dieser Zeit, die etwa zehn Wochen dauert, muß man dann eben solche Gebiete meiden.

Es ist reizvoll, in einer Gesellschaft seine Erlebnisse mit Schlangen zum besten zu geben und stillvergnügt festzustellen, wie die Gäste erschauern. Aber ich persönlich bin noch nie jemandem begegnet, der auf eine Schlange getreten ist. Ich konnte überall in den Tropen beobachten, daß die Weißen während der Regenzeit keine Ausflüge machen, weil dann die Schlangen Junge haben und gefährlich sind. Ich begab mich aber gerade gerne in diesen Zeiten in die Wälder, da dann alles blüht und die Landschaft grün und frisch ist. Bei solchen Wanderungen begegnete ich dann wirklich auch Schlangen mit Jungen und sah, wie sie in Angriffstellung gingen. Aber sobald die Jungen das Weite gesucht hatten, folgte ihnen die Mutter, ohne sich weiter um mich zu kümmern. Schlangen sind meist Nacht-

jäger, und da die Weißen in den Tropennächten nicht spazieren gehen, ist die Möglichkeit klein, einem solchen Tier zu begegnen. Kommen Schlangen ins Haus, so tun sie das sicher nicht in der Absicht, einen Menschen umzubringen, sondern um nach Mäusen und Ratten Umschau zu halten.

Ein unheimlich knisterndes Geräusch auf dem Zeltplatz weckt in den Reisenden allerlei böse Ahnungen. Auch wenn es nur von den Pillendrehern (Skarabäen) herkommt, die ungestört zwischen den Schuhen der Menschen herumlaufen. Dabei sind diese harmlosen Mistkäfer nur damit beschäftigt, pflaumengroße Kugeln aus Dung und Pflanzenresten zu formen und in ihre Vorratshütten zu räumen, was sie im Rückwärtsgang mit den Hinterbeinen tun.

Skorpione mögen sich etwa in unsere Schuhe verlaufen, aber sie sind froh, wenn wir sie ausschütten. Taranteln, deren es im anatolischen Hochland viele gibt, sind Nachtjäger. Sie geben uns wenig Gelegenheit « wie von einer Tarantel gestochen » hochzugehen.

In den Tropen hören wir allenthalben den Ruf des « Geko », der sich mit seiner Bezeichnung deckt. Aber man gewöhnt sich rasch daran, seine Zimmerwände mit diesen Echsen gepflastert zu sehen. Sie fangen uns die Fliegen weg. Eine Abart derselben erzeugt ein Geräusch, das einem knallenden Kuß ähnlich tönt. Ein Glück, daß die Tropeneuropäer dieses Geräusch kennen, und wenn sie es aus einem Nachbarzimmer hören, nicht auf heimlichen Besuch schließen!

Auf meinen langen Fahrten habe ich die alte Erfahrung bestätigt gefunden, daß das weitaus gefährlichste Lebewesen für den Menschen wirklich der Mensch ist. Vielleicht verschmähst sogar die Hyäne den Menschenfuß, der über den Rand des Feldbettes am Lagerfeuer hinausragt. Ich hatte viel davon gehört, daß solche Füße Gefahr laufen, durch einen einzigen Biß einer Hyäne abgetrennt zu werden. Ich überlegte mir deshalb in Afrika oft, ob ich meinen Kopf oder meine Füße in Richtung des Lagerfeuers legen sollte. Ich entschied mich dann überlegungsmäßig für die Füße, ohne

Füße möchte ich nicht weiterleben, wenn schon, dann wollte ich gleich lieber den Kopf verlieren. Aber mein Unterbewußtsein muß jeweilen anders entschieden haben. Am Morgen fand ich mich regelmäßig mit dem Kopf zum Feuer liegend. Der Kopf liegt offenbar dem Menschen doch näher als die Füße.

Nur eine Begegnung mit Tieren hätte mich beinahe das Leben gekostet. Das war in Andalusien. Dort versuchte ich einmal, eine Herde von Kampfstieren aus der Nähe zu photographieren. Eines der Tiere stürmte auf mich los. Ich wäre rettungslos verloren gewesen, wenn ich mich nicht noch in meinen Wagen hätte retten können, wo mir dann etwas später bewußt wurde, daß ich ja da eine Tierart vor mir hatte, die von frühester Jugend an auf Menschenhaß abgerichtet wird.

Zum Schluß dieses Kapitels noch einen Rat: Reizen Sie ja nie ein Kamel! Abgesehen davon, daß dieses Wüstenschiff vom Menschen nicht mehr hält als er von ihm, ist es in der Lage, uns durch einen kräftigen Tritt mit seinen gummiähnlichen Hinterfüßen tödliche Magenschmerzen zu verursachen, oder aber, wenn es dies vorzieht, uns mit einem einzigen Biß seines Riesengebisses den Unterarm abzuknacken.

Gefährlich leben

In den 20 Jahren meiner Reisen bin ich nie überfallen worden. Und nur ein einzigesmal wurde mir etwas gestohlen, und auch dieses einmal war der Verlust nicht groß. Ich hatte mir in Bagdad zwei Päckchen Zigaretten gekauft und in das Fach des Armaturenbrettes meines Wagens gelegt. Ich ging kurz weg, und als ich zurückkehrte, sah ich, daß ein Päckchen fehlte — eines war noch da. Der Dieb hatte offenbar nach den Regeln des Wüstenraubes gehandelt. Die Nomaden holten sich stets in Zeiten der Not Nahrung von den ansässigen Ackerbauern längs der Ströme, ließen ihnen jedoch immer genug zur Eigenexistenz zurück.

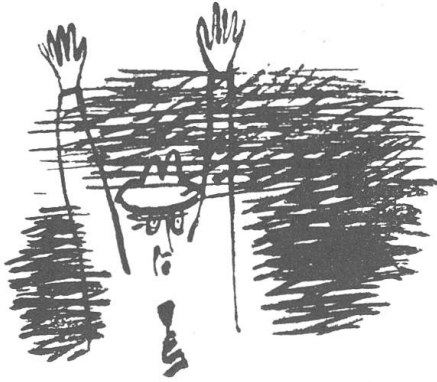
Natürlich geschehen überall auf der Welt Verbrechen, deren Zeugen oder auch Opfer wir werden können. Aber ich habe mir abgewöhnt, die Wahrscheinlichkeit, betroffen zu werden, zu überschätzen. Während des Krieges erlebte ich 350 Luftangriffe, und ich bin immer noch da!

In China machte ich die Erfahrung, daß der Chinese in der Regel lieber etwas « findet », als daß er es stiehlt. So etwa stieß er, wenn er am Rande meines Zeltlagers stand, « versehentlich » mit dem Fuß an eine Konserve, bis diese in einen Busch rollte. Er wartete dann geduldig auf unseren Aufbruch in der Hoffnung, die Konserve dann im Busch « finden » zu können.

Die gefährlichsten Zonen der Erde sind die Vororte und der nähere Umkreis der Großstädte. Aber selbst dort arbeiten die Verbrecher in der Regel mehr oder weniger planmäßig. Sie wissen meist zum voraus, wen sie überfallen wollen und vor allem, ob das vorgesehene Opfer den Überfall lohnt. Jedenfalls ist es zweckmäßig, nie zu viel Geld zu zeigen, mit Trinkgeldern nicht allzu freigebig zu sein und nie unnötigerweise mit wertvollen Gegenständen zu prahlen. Zwei Deutsche, die in Irak in einem Zelt kampierten, wollten einem armen Bauern Melonen, die 50 Rappen kosteten, mit einem Geldschein, der 100 Franken entsprach, bezahlen. Sie wurden bald darauf ermordet und beraubt.

Auch die Banditen in China ziehen sichere Geschäfte den unsichern vor. Warum sollten sie mich, der ich in einem kleinen Wagen fuhr, überfallen, wenn sie doch sicher waren, daß der Überfall eines Autobusses immer einen Durchschnitt von etwa 200 Franken Bargeld einträgt, weil die chinesischen Geschäftsleute nur den Bargeldverkehr kennen, während die Banditen bei Ausländern damit rechnen müssen, für sie wertlose Checks zu erbeuten. Von dem « Kidnapping », der Entführung, werden meist nur bekannte, reiche Leute betroffen, von deren Angehörigen man große Lösegelder erwarten kann.

In Erythräa wurde zur Zeit meines Aufenthaltes dort jede Woche in meiner unmittelbaren Nähe jemand ermordet. Es waren Italiener, die von Einheimischen oder Abessiniern umgebracht wurden, um ihnen das Vieh zu rauben. Bei Ghinda in Ost-Erythräa traf ich gerade in einem ita-



lienischen Gasthof ein, in dem die Frau des Besitzers in der vergangenen Nacht umgebracht worden war. Die Banditen hatten, wie die Knechte berichteten, die ganzen Parfumvorräte der Frau auf ihre Köpfe geschüttet. Man meinte, das führe die Polizei um so sicherer auf die Spur der Räuber. Doch weit gefehlt! Es zeigte sich, daß sich die Spürhunde weigerten, die parfümierte Spur aufzunehmen. Das scheinen die Banditen zum voraus gewußt zu haben.

Es gibt vielleicht Reisende, für die es einen Sport bedeutet, sich wie ein Sherlock Holmes in die lokalen Verbrechen einzumischen. Es kann sie leicht den Kopf kosten.

Mein Grundsatz ist, auch die gefährlichsten Gegenden immer unbewaffnet zu bereisen. Trägt man eine Waffe in der Tasche, so kommt man angesichts einer wirklichen oder auch nur einer vermeintlichen Gefahr in Versuchung, mit dieser zu drohen. Es ist aber außerordentlich wahrscheinlich, daß der Gegner, der sich ja auf einen Überfall vorbereitet hat, vor uns schießen wird. Gerade die eigene Waffe kann deshalb lebensgefährlich werden. Ohne Schußwaffe mögen wir Geld und Gut verlieren, dafür aber unser Leben retten.

Begegnungen mit der Polizei

Den höflichsten Polizisten, den ich im Laufe meiner Fahrten kennenlernte, fand ich vor dem Krieg in Estland. Als ich einmal in den Peipus-See hinausschwamm, bemerkte ich, wie ein uniformierter Mann am Ufer erschien, seine Uniform auszog und mir nachschwamm. Ich bewegte mich im Kreise und ließ ihn herankommen. Der Schwimmer stellte sich daraufhin als Grenzpolizist vor und bat mich, meinen Paß vorzuweisen, da ich im Begriffe sei, die russische Grenze zu überqueren, die dort dem See nach nahe am estnischen Ufer verläuft.

In Korsika hatte ich einmal gegen Mitternacht mein Zelt an der Küste bei Ajaccio aufgestellt. Beim Morgengrauen erschien ein Polizist und verlangte meinen Paß. Ich erhielt ihn erst eine Woche später zurück. Ich hatte nämlich mein Zelt ausgerechnet im Sperrgebiet unter den Mündungen der Küstengeschütze aufgeschlagen. Das hätte ich nicht tun sollen. Es ist überhaupt vorsichtiger, sein Zelt schon während des Tages aufzustellen.

Ein ähnliches Erlebnis stieß mir in Algeciras zu. Ich war eben dabei, die schöne Landschaft zu photographieren, als ich prompt verhaftet wurde. In jener Gegend wurde nämlich gerade die Gegenfestung gegen Gibraltar gebaut. Als ich mich verantworten mußte, was ich inmitten der Bunker am Berghang vorhabe, antwortete ich, ich sei ja nicht schuld, daß ihre Bunker so gut getarnt seien, daß man diese nicht einmal sehe, wenn man sich zwischen ihnen befinde. Diese Antwort machte den Kommandanten so stolz, daß er mich freundlich verabschiedete.

In Stockholm begab ich mich eines Nachts um zehn Uhr zu Freunden. Zu spät kam mir in den Sinn, daß ich versäumt hatte, Blumen zu kaufen, die man dort bei Einladungen nicht vergessen darf. Was tun? Es schien mir weniger schlimm, eine Amarillis im Stadtpark unerlaubterweise zu pflücken, als eine primitive Pflicht der Höflichkeit zu mißachten. Aber mitten in meiner unerlaubten Handlung wurde ich

durch einen scharfen Pfiff gestört, ein Polizist tauchte auf, nahm mich auf die Wache mit, und ich hatte 50 Kronen Buße zu bezahlen.

In Spanien ging es mir bei einem ähnlichen Erlebnis besser. Als ich dort einmal, weil ich stark an Durst litt, eine Melone abschnitt, stand plötzlich der Bauer hinter mir. Er nahm mir die Melone ab. Aber, statt sich, wie es sein gutes Recht gewesen wäre, bei mir zu beschweren, führte er mich an eine andere Stelle und sagte: « Schneiden Sie sich hier eine Melone, diese sind reifer. »

Im Hauptbahnhof von Bangkok ärgerte ich mich über einen Bahnpolizisten. In meinem Zorn schimpfte ich in eher kräftigen Ausdrücken auf Schweizerdeutsch. Darauf näherte sich mir der Chef der Bahnpolizei und sagte: « Wie mi au das freut, jetzt ghör i endli wieder emal Züritütsch. » Der Beamte hatte sich, wie sich herausstellte, vor vielen Jahren im Institut Minerva in Zürich auf die Matura vorbereitet.

Ein Erlebnis mit der Polizei, wie es nur in Japan möglich ist, passierte mir in Tokio. Der japanische Polizeidirektor gab mir, ganz entgegen den Gesetzen, die Erlaubnis, mit meinem Schweizer Nummernschild herumzufahren. Um zu verhindern, daß sich das Publikum über die Disziplinlosigkeit seiner Polizei hätte wundern müssen, was deren Autorität untergraben hätte, wies er die ganze Verkehrspolizei von Tokio an, wegzuschauen, wenn ich vorbeifahre.

Am erstaunlichsten vielleicht ist die Geschichte, die ich an der Grenze der Innern Mongolei erlebte. Ich übernachtete dort einmal etwa 5 km von einem Städtchen entfernt im Schlafsack in meinem Auto. Um Mitternacht klopfte es ans Wagenfenster. Ich erblickte ein Dutzend Laterne, die Polizeiuniformen beleuchteten. Ich war todmüde, deshalb sagte ich: « Kommt morgen » und schlief wieder ein.

Als ich in der Dämmerung aus dem Wagen trat, fiel ich beinahe in einen tiefen Graben, welchen die chinesischen Polizeimänner, ohne daß ich etwas davon ge-

merkt hätte, nächtlicherweise um meinen Wagen gezogen hatten. Ich erfuhr dann, daß der Mongolenprinz Teh Wang damals mit 5000 Mann hinter der chinesischen Mauer stand und einen Angriff auf das Städtchen in meiner Nähe vorbereitete. Man hatte nur wissen wollen, wer ich sei. Da aber die Sache nicht so eilig war, hatte man vorläufig einen Graben um meinen Wagen gezogen, um mich an der Flucht zu hindern.

Die verlorenen Paradiese

Als ich auf der Insel Oahu (Honolulu) eines Tages im Wagen über eine der schönen Asphaltstraßen fuhr, bemerkte ich mitten auf der Straße einen kleinen Jungen sitzen. Ich fuhr ganz nahe an ihn heran, aber er stand nicht auf. So stieg ich eben aus, und da stellte ich fest, daß er mit dem Hosenboden an dem erweichten Asphalt klebte. Ich griff ihm unter die Arme und hob ihn mit einem Ruck hoch. Der Hosenboden blieb im Asphalt. Der Junge schrie. Eine Frau tauchte aus einer kleinen Hütte nebenan auf, sah was geschehen war und forderte von mir Schadenersatz. Ich be-



zahlte unter der Bedingung, daß sie mir einige Mangofrüchte von ihrem Garten übergebe. Darauf setzte ich mich unter eine Kokospalme an den Strand und aß die Früchte. Neben mir ließ sich ein junger Eingeborener nieder, mit dem ich ins Gespräch kam. Bei dieser Gelegenheit stellte ich an ihn die Frage, die mir schon

lange durch den Kopf gegangen war: « Wo sind denn nun eigentlich die schönen Hawaii-Mädchen, die in Grasröcken zum Ukulele tanzen? »

« Schöne Mädchen möchten Sie sehen? » sagte der junge Mann nachdenklich. « In diesem Fall rate ich Ihnen, reisen Sie nach Tahiti. » Tahiti liegt nun allerdings einige tausend Kilometer südwärts von Oahu. Ich fürchte, man hätte mir in Tahiti empfohlen, nach Hawaii zu reisen.

Hier in Europa fragen mich viele Leute, wo man wohl heute noch hin könnte, um fern von bösen und neidischen Nachbarn ruhig und unbeobachtet seinen Neigungen zu leben. Auf solche Fragen antworte ich immer, daß sie auf keinen Fall damit rechnen könnten, irgendwo auf der Welt einen Ort zu finden, wo sie vor Klatsch sicher seien. Es gibt so etwas wie einen Weltklatsch, vor dem es kein Entkommen gibt.

Einer meiner Bekannten mietete einmal in Srinagar in Kaschmir ein Hausboot und hielt sich dort eine einheimische Dienerin. In Tokio erfuhr ich von einem Herrn, der eben aus Genua kam, er habe in Colombo auf Ceylon von einem Bekannten, der gerade von Singapur nach London reiste, erfahren, daß einer seiner Freunde, der von Bombay her auf dem Wege nach Sidney mit ihm in Padang zusammentraf,

ihm zugeflüstert habe, Herr X aus Basel treibe es ganz toll in Srinagar, wo er mit drei indischen Tänzerinnen im Hausboot lebe.

Ich habe mir oft überlegt, bei welchen Völkern am besten zu leben wäre. Man kann, wobei man allerdings eine gewisse Oberflächlichkeit in Kauf nehmen muß, vielleicht zwischen « harten », meist staatsbildenden Völkern unterscheiden, wie den Serben, Tschechen, Polen, Großrussen, Türken, Persern, Burmesen, Siamesen, Anamiten, Chinesen, Amharen und Arabern. Zu den « weichen » Völkern, die oft unterdrückte Minoritäten sind, gehören die Bergalbanier, im Gegensatz zu jenen an der Küste, die Kroaten, die Slowaken, die Ukrainer, die Kurden, die Schan (in Ostburma), die Khmer (in Kambodscha), die Moi (in Indochina), die Meau (in China). Die « weichen » Völker sind meist ärmer, aber den Fremden gegenüber sind sie gastfreundlicher.

Den Ort, von dem alle Menschen träumen, das Paradies, habe ich auf allen meinen Reisen nicht gefunden. Überall dort, wo ich meinte, so etwas wie ein Eden entdeckt zu haben, traf ich Menschen, Eingeborene und dort niedergelassene Fremde, die mir bewiesen, daß sie dort wiederum von einem andern Paradies oder ... von der verlassenen Heimat träumten.

